

## **Zur Zukunft des Internet Philosophische Bemerkungen**

### *Vorbemerkung*

Was führt einen aus der Zunft der Philosophen auf eine Veranstaltung, in der es um die Zukunft des Internet, um das zukünftige Internet oder besser: um die gesellschaftliche Zukunft im Zeitalter des Internet geht? Sicher nicht, um Prognosen, die schon im technischen Alltag immer wieder die Grenzen zur Utopie berühren, spekulativ noch einmal zu übertrumpfen, auch nicht, um so etwas wie eine höhere Philosophie des Internet zu etablieren. Eher schon, um der *Urteilkraft*, um die es in unserer Gesellschaft nicht immer zum Besten bestellt ist, Geltung zu verschaffen. Die regiert nämlich nicht in den Grenzen von Disziplinen und Berufsfeldern, sondern hält ganz allgemein den Blick auf Vernunft und Unvernunft in allen Belangen frei.

Dies gilt vor allem in einer Situation, die sich, nunmehr bezogen auf die neuen Medien, allen voran das Internet, nicht selten als Ausdruck von Betriebsblindheit und dem dazugehörigen Tunnelblick beschreiben läßt. Der Informatiker sieht hier in der Regel nur die technische Seite, der Ökonom in der Regel nur die wirtschaftliche Seite, der Jurist in der Regel nur die rechtliche Seite und der Medientheoretiker in der Regel nur die kulturell-mediale Seite, und oft weiß die eine Seite nicht, was die andere tut. Wir leben heute in einer *Expertenwelt*, und nirgendwo wird dies so deutlich wie im Banne einer medialen Revolution, die längst alle Seiten der Arbeits- und Lebenswelt erfaßt hat und in deren Folge natürliche Strukturen, oder als solche empfundene, auf breiter Front abnehmen und technische Strukturen alle bisherigen Aneignungsstrukturen, auch in den Formen einer Aneignung des Menschen durch die von ihm geschaffene Welt, in den Schatten stellen. Das Internet darf als das eigentliche Paradigma dieser revolutionären Veränderungen und gleichzeitig als

deren treibende Kraft gelten. Ich will dies im Folgenden, kompetenzhalber begrenzt auf einige gesellschaftliche Aspekte, in Form dreier Thesen samt kurzen Erläuterungen ein wenig näher darstellen. Die Stichworte lauten Leonardo-Welt, Bildung, Autonomie.

These 1:

*Die moderne Welt ist das Produkt des wissenschaftlichen und des technischen Verstandes. Ihre artifiziellen Strukturen nehmen zu, ihre natürlichen Strukturen nehmen ab. Sie ist eine Leonardo-Welt, die auf die Leistungsfähigkeit von Wissenschaft, Forschung und Entwicklung angewiesen ist und bleibt.*

In modernen entwickelten Gesellschaften hat der Mensch als *homo faber* seine und die Evolution seiner Welt in die eigene Hand, vor allem in seine wissenschaftliche und technische Hand genommen. Entwicklungen im Forschungs- und Techniksystem verändern, ebenso wie Entwicklungen im Wirtschaftssystem, die mit jenem immer stärker verbunden sind, unmittelbar die Grundlagen der Gesellschaft. Was immer wir tun, die Technik lenkt unsere Hand; was immer wir wissen, die Wissenschaft weiß es besser. Der moderne Mensch ist Wissenschaftler, Ingenieur und Künstler zugleich – wie Leonardo da Vinci, einer der ersten der Modernen – und seine Welt, so betrachtet, eine *Leonardo-Welt*. Es ist eine Welt, die das Werk des Menschen ist, und eine Welt, in der sich der Mensch als *homo faber* ständig in seinen eigenen Werken begegnet. Und Leonardo spricht auch für den modernen Menschen: Wer an einen Stern gebunden ist, der kehrt nicht um. Dieser Stern heißt Wissen oder genauer, auf dessen instrumentelle Seite bezogen, Internet.

Es gehört heute wenig dazu vorauszusagen, daß das Internet unsere Lebensformen, insbesondere aber unsere Arbeitsformen, weiterhin und noch stärker als bisher umkrepeln wird. Das gilt z.B., ohne daß dies hier näher ausgeführt werden müßte, von der Wissenschaft, von der Technik, von der Wirtschaft, von der Politik. Ohne das Netz aller Netze, ohne das Internet geht hier nichts mehr. Dabei wird das Internet immer mobiler, der apparative Aufwand, der auch heute noch erforderlich ist, schrumpft beständig. Vom internetfähigen Handy aus wird alles Ferne nah, alles Gesuchte gewußt – universale Information und Kommunikation in einem Punkt. Die

Physik sieht seit Newton mit ihren Materietheorien die Welt in einer Nußschale; wir werden sie mit einem kleinen Gerät, verwandelt in Algorithmen, in der Hand haben.

Und doch liegen auch hier, wie so oft, Glanz und Elend eng beieinander. Der Glanz liegt in einer ungeheuren Optimierung der Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten, das Elend in einer rasant zunehmenden Aneignung des Menschen durch die von ihm geschaffene technische Welt. Die Instrumente lösen sich von ihren Nutzungsfunktionen, sie verselbständigen sich, kommunizieren untereinander, z.B. in Form des so genannten 'Cyber Physical System', revolutionieren die Produktions- und Konsumtionswelt, treiben aber auch den Nutzer vor sich her. Mehr noch: alles wird irgendwie gleich, das Bedeutende und das Unbedeutende unterscheiden sich immer weniger voneinander. Das Medium Internet, so wird gesagt, "überschreitet, wie noch keines bisher, jede denkbare Grenze. Besser: Es überschreitet nicht, es ignoriert und löst sie auf"<sup>1</sup>. Der Computer als universale Simulationsmaschine<sup>2</sup>; Platons Höhle, in der die Menschen die Projektionen der Dinge für deren Wirklichkeit halten<sup>3</sup>, gewinnt eine ganz neue Bedeutung.

Hier ist auch der Punkt, an dem moderne Seher, die sich – *nomen est omen* – als 'Post-' oder 'Transhumanisten' bezeichnen, ihre Märchen zu erzählen beginnen.<sup>4</sup> Für sie geht es unter Hinweis auf die zu erwartenden Fortschritte von Informations- und Gentechnologie, Robotik und Hirnforschung um extreme Leistungssteigerungen intellektueller wie physischer Art bis hin zu einem Punkt, an dem der Mensch seine eigene Spezies verläßt, um als Nicht-Mensch, vermeintlich perfekt, in eine neue Existenz zu treten. Dabei ist es insbesondere die Gehirn-Computer-Schnittstelle, die die Phantasie befeuert: das menschliche Bewußtsein soll in Form digitaler Speicher 'hochgeladen' werden und auf diese Weise zu neuen Existenzformen führen. Man geht von der Leistung informationsverarbeitender Systeme aus, denkt sie sich ins Unermeßliche gesteigert und identifiziert das Ganze mit einer nicht mehr zu überbietenden Optimierung des Menschen. Irgendwelche ethischen oder anthropologischen Bedenken stören da nur; nach dem IT-Unternehmer Raymond Kurzweil<sup>5</sup> verzögern sie nur den laufenden Prozeß von der Entstehung des Lebens und der Intelligenz über die Erfindung der Technik zur Verschmelzung von Technik und Leben, ihn anzuhalten, vermögen sie nicht. Das Verschwinden des Menschen wird hier zum obersten Postulat, das Mängelwesen Mensch hat für eine überlegene Spezies,

die offenbar keine menschliche Spezies mehr ist, Platz zu machen. Was, so wird man sich fragen dürfen, lohnt dann noch, über das zukünftige Internet nachzudenken? Es wäre eine Zukunft ohne den Menschen und damit – nur der Mensch hat und weiß um Zukunft – keine Zukunft. Die Leonardo-Welt schafft sich ihre eigene Karikatur.

These 2:

*Eine über den Tagesbedarf und das berufliche Kerngeschäft hinausreichende Bildung war noch nie so unentbehrlich wie in einer Gesellschaft, die sich nicht nur als offene, sondern auch als beschleunigte Gesellschaft versteht und zu deren Credo permanente Innovation, schrankenlose Mobilität und chamäleongleiche Flexibilität gehören. Ohne Bildungselemente geht eine offene Gesellschaft an ihrer eigenen Wandelbarkeit zugrunde.*

Gegen Fieberträume der beschriebenen Art, wie gegen Dummheit, hilft nur *Bildung*. Aber welche – wenn die neuen Medien, wenn das Internet alle in Arbeits- und Lebenswelt vertrauten Maßstäbe über den Haufen werfen, Lehr- und Lernprozesse in einer Wissensgesellschaft, auch wenn diese vorläufig wohl eher noch eine Informationsgesellschaft ist, anders laufen als seit Generationen gewohnt? Für beide, Informations- und Wissensgesellschaft, gilt, daß sie ihre Entwicklung und damit ihre Zukunft auf die Leistungsfähigkeit des wissenschaftlichen und des technischen Verstandes setzen, im Wissen ihre wesentliche Produktivkraft erkennen und bereit sind, alles, was die Wissensentwicklung und damit auch die gesellschaftliche Entwicklung behindern könnte, aus dem Wege zu räumen. Ältere Bildungsideale könnten derartige Behinderungen darstellen; Ideale schreiben fest, während Wissen bewegt.

Nun beruhen die überkommenen Bildungsideale auf der Idee des *autonomen Subjekts*. Diese Idee war es, die die gesellschaftliche Organisation der Moderne bestimmte und auch heute noch den Kern eines modernen Bildungssystems ausmacht. Deswegen anders gefragt: Hat diese Idee, hat die Idee des autonomen, selbstbestimmten und selbstverantworteten Subjekts, in Zukunft noch eine Chance? Bisher besagte sie unter anderem die Unabhängigkeit von nicht begründeten gesellschaftlichen Zwängen; heute sind diese Zwänge vor allem allgegenwärtiger *instrumenteller*

Art. Eine Aneignung des Subjekts droht weniger von Seiten der Gesellschaft als von Seiten der Technik, hier vor allem in Gestalt des Internets, d.h. einer *technischen Kultur*, die alles, Arbeitswelt wie Lebenswelt, ihren Zwecken und Zwängen unterwirft.

Am deutlichsten wird dies unsere *Lerngewohnheiten* betreffen, und tut das in Ansätzen auch schon jetzt.<sup>6</sup> Noch lehren und lernen wir im wesentlichen, wie immer gelehrt und gelernt wurde – in der Schule, in der Hochschule, in der beruflichen Bildung. Die individuellen Lernfähigkeiten werden hier den Gesetzen kollektiver Lehrformen unterworfen. Das war und ist die Normalität von gestern und heute. Aber wird sie auch die Normalität von morgen sein? Wahrscheinlich werden sich, getrieben durch die neuen Medien, Schule und Hochschule, aber auch die auf praktische Fähigkeiten bezogene berufliche Bildung, in weit stärkerem Maße umzustellen haben, als dies unter Hervorhebung des ergänzenden instrumentellen Charakters der neuen Medien, wiederum vor allem des Internets, heute der Fall ist. Dabei will, bevor wieder einmal die Gefahr droht, das Kind mit dem Bade auszuschütten, in Zukunft sehr wohl überlegt sein, was die Vorteile der bisherigen institutionellen Normalität, zu der z.B. auch die physische Gegenwart des Lehrenden gehört, und die Vorteile einer ins Auge gefaßten zukünftigen entinstitutionalisierten Normalität, z.B. in Form einer radikalen Individualisierung der Lernverhältnisse, sind. 2000 Jahre alte Gewohnheiten können, auf ihre erwiesene Leistungsfähigkeit hin beurteilt, nicht nur Gewohnheiten sein.

Und dennoch: Vielleicht brauchen wir tatsächlich einen neuen Bildungsbegriff, keinen gänzlich neuen, aber einen solchen, der Bildung nicht allein auf ein klassisches Wissen und seine Vermittlung, auf die klassischen Bildungsinstitutionen beschränkt. Dabei hält im Grunde schon der klassische Bildungsbegriff selbst diese Option offen. So ist für Wilhelm v. Humboldt der Gebildete derjenige, der "soviel Welt als möglich zu ergreifen und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden" sucht.<sup>7</sup> Welt war schon für Humboldt nicht allein die vergangene, auch nicht allein die faktisch existierende, sondern jede mögliche Welt, also auch die heutige und die in ihr erkennbaren Entwicklungslinien. Nicht der Bildungsbegriff, die Welt hat sich verändert.

Mit dieser Welt allerdings auch der *Wissensbegriff*. Heute sollen nach der Vorstellung vieler Informationswelten an die Stelle von Wissens- und Bildungswelten treten;

eine neue Pädagogik versucht uns einzureden, daß wir von Wissenszweigen zu Informationsriesen werden sollen.<sup>8</sup> Das Wissen als leichte Ware, die Internetgesellschaft als neues gesellschaftliches Glück? Vorsicht ist geboten. Im Credo einer derartigen Gesellschaft, in der Symbiose von Bildschirm und Kopf, wird die Unterscheidung zwischen Wissen und Information blaß; schon macht sich die Vorstellung breit, daß sich das Wissen selbst in Informationsform bildet und mit dem Informationsbegriff ein neuer, überlegener Wissensbegriff entstanden sei. Mit dem Informationsbegriff treten an die Stelle eigener Wissensbildungskompetenzen Verarbeitungskompetenzen und das Vertrauen darauf, daß die Information 'stimmt'. Was soll auch ein Skeptiker vor dem Bildschirm? (A. Fuhrmann) In Vergessenheit gerät, daß man sich Wissen nur als Wissender aneignen kann, daß Wissen den Wissenden voraussetzt.

Und noch etwas. Wo der Unterschied zwischen Wissen und Information verlorengeht, werden im Medium der Information auch Wissen und *Meinung* ununterscheidbar. Meinung artikuliert sich in Informationsform wie Wissen; die Überlegenheit des Wissens gegenüber bloßer Meinung wird unkenntlich. Abbild der Informationswelt ist damit streng genommen auch die Meinungswelt, nicht die Wissenswelt. Außerdem öffnet sich in einer Gesellschaft, die sich als Informationsgesellschaft versteht, eine unerwartete Nische für eine neue Dummheit, allerdings eine Dummheit auf hohem Niveau. Sie gibt sich nur dem Nachdenklichen zu erkennen und fällt im übrigen deshalb nicht sonderlich auf, weil sie technologisch gesehen ungeheuer erfolgreich ist.

Nachdenklichkeit ist ein Geschwister des Beständigen. Nicht daß sie das Vergängliche aus dem Auge verliert, aber sie folgt nicht den hektischen Bewegungen des Zeitgeistes. Dabei ist es für die Nachdenklichkeit gegenüber einem Zeitgeist, der vornehmlich auf Innovation, auf das Neue, bedeute es, was es wolle, setzt, und in einer Welt, die es liebt, sich in Informations- und Medienwelten zu spiegeln, schwieriger geworden, sich Geltung zu verschaffen. Oberflächliche Kulturen gedeihen auch auf hohem gesellschaftlichem Niveau. Der Analphabetismus hat viele Formen; er reicht von der Lese- und Schreibschwäche bis zur Denkschwäche und wo das Denken aufhört, beginnt das Geschwätz, z.B. im Dauerreigen der Talkshows und der Modephilosophen. In der Internetgesellschaft nimmt eine exhibitionistische Geschwätzigkeit beunruhigend zu und ein ernstes Nachdenken ab. Die Zeit wird durch das Maß des Neuen, oft des Seichten, nicht durch das Maß des Beständigen und

des Wesentlichen geteilt – als ob es darauf ankäme, die Dummheit statt den Verstand zu demokratisieren. Achten wir also darauf, daß der Triumph der Information nicht den Verlust des Wissens bedeutet, daß der Wert des Wissens nicht allein an dessen Verfügbarkeit und Verwertbarkeit in sich schnell verändernden gesellschaftlichen Situationen und der Wert der Nachdenklichkeit nicht an deren (vermeintlicher) Weltferne gemessen wird. Denn der Kopf ist der Navigator; und der beste Navigator ist noch immer der wissende und nachdenkliche Kopf. Auch diese Einsicht ist ein Element der Bildung, auch der Bildung für eine Internetwelt.

Noch eine Bemerkung zum Stichwort *Vertrauen*. Vertrauen ist ein wesentliches Moment einer funktionierenden Gesellschaft. Auch in einer Informations- oder Internetgesellschaft verliert dieses Moment nicht an Bedeutung, im Gegenteil: In dem Maße, in dem Information an die Stelle eigener Wissensbildungsprozesse tritt, wird Vertrauen zu einer unabdingbaren Voraussetzung. Informationen muß man vertrauen, wenn man sie selbst nicht prüfen, nicht kontrollieren kann. Das gilt (noch einmal) auch gegenüber Tendenzen, das überkommene Bildungssystem, das auf Institutionen wie Schule und Hochschule baut, durch informelle Prozesse und Strukturen zu ersetzen. Dagegen ist zu sagen, daß Virtualität in allen ihren medialen Formen nicht nur Vertrauen in anonymisierte Verhältnisse voraussetzt, sondern in gleicher Weise auch in funktionierende Institutionen. Ohne Institutionen, hier im Bildungsbereich, verliert eine Gesellschaft ihre Stabilität; diese läßt sich durch informelle Prozesse und Strukturen nicht ersetzen.<sup>9</sup>

Das kommt im übrigen auch in dem im Zusammenhang mit veränderten Lehr- und Lernformen häufig zu hörenden Appell zum Ausdruck, die *Wertebasis* des bisherigen Bildungssystems nicht aus dem Auge zu verlieren. Dieser Appell ist angezeigt, klingt allerdings fast ein wenig hilflos, weil Werte recht verstanden stets das Resultat von Wertungen sind, die ihrerseits – jedenfalls in einer Gesellschaft, die sich selbst als rationale Gesellschaft versteht – einer ständigen Überprüfung, ethisch wie rechtlich, unterliegen. Auch sollte man nicht gleich nach dem Abendland rufen, wenn sich, in dieser Terminologie, Werte ändern, allerdings auch nicht vergessen, daß sich wenig an die Stelle erprobter Institutionen und Traditionen setzen läßt, wenn es um das Leben selbst und um seine Orientierungen geht.

These 3:

*In einer Internetgesellschaft herrschen absolute Gegenwart und organisierte Gleichzeitigkeit; das Ferne und das Fremde lösen sich im Gegenwärtigen auf – um den Preis der Erfahrung und des Privaten.*

Das Internet schafft eine seltsame Mischung aus Nähe und Ferne. Einerseits wird alles nah und gegenwärtig; jeder ist jederzeit – über Chatrooms, Facebook, YouTube, Twitter – erreichbar. Andererseits hat diese Nähe eine neue Qualität; sie wird in gewissem Sinne belanglos. Wer ständig mit vielen in Verbindung steht, verliert den Einzelnen und sich selbst aus dem Auge. Werden unverbindliche Fernbeziehungen zur Normalität, mit der wir uns aus Nahebeziehungen verabschieden? Hinzu kommt der gleichzeitige Umgang mit unterschiedlichen Inhalten und Kommunikationsformen, das so genannte Multitasking. Dieses gilt als neue Tugend in einer Internetwelt, von anderen schlicht, und wohl zu Recht, als Ausdruck schleichender Konzentrationsunfähigkeit bezeichnet. Wer ständig und gleichzeitig durch fremde Welten streift, kommt nirgendwo richtig an, wird niemals mit einer Aufgabe wirklich fertig. Raum und Zeit, die großen Organisationsformen des menschlichen Lebens, scheinen ihre Bedeutung zu verlieren. Das Netz ersetzt den Raum, die Zeit schrumpft, zum neuen Organisationsprinzip erhoben, zur Gleichzeitigkeit, zum Jetzt.<sup>10</sup> Symbol ist ausgerechnet die Uhr. Während die gute alte Analoguhr noch den Sonnenlauf simulierte, also die natürliche Zeit beschrieb, beschreibt die moderne Digitaluhr gar nichts mehr; sie zählt nur noch.

Dabei gehört es zu einem recht verstandenen Autonomiebegriff, nicht nur kommunikativ, sondern auch auf sich selbst bezogen zu sein, sich der Welt zu öffnen, sich ihr gegenüber aber auch zu verschließen, ohne deshalb gleich ein Eremitenleben als allgemeine Lebensform zu empfehlen. Oder mit anderen Worten: ständige Erreichbarkeit ist der Preis, den man zahlt, um 'dabei zu sein', Teil eines sozialen Netzwerkes zu sein, das niemals schläft und diejenigen, die sich in ihm bewegen, selbst in die Schlaflosigkeit zieht. Für Psychologen und Neurowissenschaftler, die wissen, daß derartige Kommunikationsformen nicht nur das Bewußtsein füllen, sondern auch verändern, ein drängendes Problem und ein reiches Betätigungsfeld: "Wenn man kontinuierlich sozial vernetzt ist und sich keine Zeit mehr für sich selbst nimmt, zum eigenen Nachdenken, dann können sich keine kreativen Prozesse entfalten. Wir ver-



nichten unsere kreativen Potenziale durch den Terror der Kommunikation."<sup>11</sup> Macht uns unsere Fähigkeit zur Dauerkommunikation lebensunfähig?

Vor allem junge Leute sehen das ganz anders. Auch widerspricht der hier geltend gemachte Autonomiebegriff einem heute gängigen Begriff der *Selbstverwirklichung*. Junge Leute kommunizieren via Facebook, MySpace, schülerVZ und studiVZ; die Mitgliederzahlen dieser Online-Netzwerke gehen in die zig Millionen. Und auch die Literatur spricht von neuen Formen der Selbstverwirklichung.<sup>12</sup> Selbstverwirklichung im Virtuellen – auch hier gilt: der Verlierer könnte das Selbst, das Ich sein, dem die konkrete Handlungswelt und mit ihr die *Erfahrung* fremd wird, zumindest an Bedeutung verliert. Der Begriff des *second life* macht dies auf eine drastische Weise deutlich. Er führt in eine Parallelwelt, in der sich das spielende Ich in ein virtuelles Ich auflöst, das mit zweifelhaften 'friends' der gleichen Art zusammentrifft und mit diesen eine so genannte 'Stammesmentalität' schafft, die, wenn dieser Übertritt in eine Parallelwelt zur Gewohnheit wird, in die erwähnte Handlungs- und Lebensunfähigkeit, auf die konkrete Erfahrungswelt bezogen, führen wird.<sup>13</sup> Außerdem gibt eine bemerkenswerte Sorglosigkeit im Verbund mit exzessiver Extrovertiertheit, die die Bewegungen vieler im Netz charakterisiert, das Eigene auf Dauer preis; aus dem Netz ist nichts zurückzuholen. Das *Private*, eine wesentliche Voraussetzung von Selbstbestimmung, die als normative Kategorie stets mehr bedeutet als Selbstverwirklichung, geht ebenso wie das Korrektiv der Erfahrung verloren – und könnte sich als etwas herausstellen, das man vor sich selbst schützen muß. 'Data mining' treibt das Ich, das autonome Subjekt, vor sich her. Es lockt mit gesellschaftlichen Errungenschaften, z.B. den Segnungen besserer medizinischer Dienste (der 'gläserne Kranke') und plaudert gleichzeitig die individuellen Konsumgewohnheiten aus. Datenschutz wird zum Nachhutgefecht, das nie und nimmer zu gewinnen ist.<sup>14</sup>

Vergessen wir schließlich nicht das *Politische*. Hier führt die virtuelle Kommunikation nicht etwa, wie oft bemerkt wird, zu mehr Demokratie. Das gilt nicht nur für Big Brother, der sich in Diktaturen auf die Netze legt, sondern auch in demokratischen Verhältnissen. Demokratie lebt von der Lebendigkeit demokratischer Institutionen, zu denen auch der Gang zur Wahlurne gehört. Wer sich im Netz seine Partei und seine Wähler schafft oder wer so mal eben zwischen Online-Banking und Chat auf eine

Wahltaste drückt, könnte der Idee der Demokratie mehr schaden als nutzen. Das konkrete Subjekt ist gefragt, nicht das virtuelle, auch in einer Internetwelt.

### *Schlußbemerkung*

Hat die Schriftstellerin Meg Wolitzer mit der Beschreibung der Internetgeneration in ihrem Roman "The Uncoupling" recht? "The generation that had information, but no context. Butter, but no bread. Craving, but no longing."<sup>15</sup> Bill Keller, der Herausgeber der "New York Times" nimmt diese Aussage als Beleg für die Sorge, daß wohl nicht die Gehirne Schaden leiden werden, wie häufig befürchtet, aber die Seele.<sup>16</sup> Tatsächlich geht es hier nicht so sehr um das Wissen, sondern um das Leben.

Im Internet spiegeln sich (ökonomiegetriebene) Globalisierung und (wissenschafts- und technikgetriebene) Medialisierung. Zwischen beiden wird es eng für das autonome Subjekt. Die Dinge verlieren ihren instrumentellen Charakter, sie verselbständigen sich und bieten sich gleichzeitig als neue Orientierungslieferanten an. Wer darauf hereinfällt, gehört dem (technischen) Fortschritt, statt daß ihm der Fortschritt gehört. Wir sollten auf der Hut sein, sonst spült die hier beschriebene Entwicklung, die von einem unstillbaren Innovationshunger getrieben wird, nicht nur die vertrauten Arbeits- und Lebensformen hinweg, sondern am Ende auch uns selbst. Davon träumen, wie erwähnt, Technikpropheten und Medientheoretiker. Laßt sie träumen; wir sollten wachbleiben. Schließlich ersetzt das Internet nicht das Leben und nicht die Urteilskraft, sondern braucht diese – für seine eigene Zukunft und für die Zukunft der Gesellschaft.

---

1) B. Hombach, Über das Internet und die Entgrenzung kultureller und zeitlicher Lebensräume, in: H. Burda u.a., 2020 – Gedanken zur Zukunft des Internets, Essen 2010, 240.

2) Vgl. J. J. Shapiro, Digitale Simulation. Theoretische und geschichtliche Grundlagen, Zeitschrift für kritische Theorie 17 (2003), 7-26.

- 
- 3) Pol. 514a-519d.
  - 4) Vgl. J. Mittelstraß, Am Ende die Unsterblichkeit, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 16. August 2009, Nr. 33, 9.
  - 5) R. Kurzweil, The Age of Spiritual Machines. When Computers Exceed Human Intelligence, New York/London 1999.
  - 6) Vgl. TA-SWISS Zentrum für Technologiefolgen-Abschätzung, Weiter knüpfen am Netz der Netze. Was Fachleute zum Internet der Zukunft sagen (Bericht von TA-SWISS im Rahmen des Projekts "Internet der Zukunft"), Bern 2009, 41-44 (Lernen und Lehren in der Netzgesellschaft).
  - 7) Theorie der Bildung des Menschen (Bruchstück), Gesammelte Schriften, I-XVII, Berlin 1903-1936, I, 283.
  - 8) Vgl. J. Mittelstraß, The Loss of Knowledge in the Information Age, in: E. De Corte/J. E. Fenstad, From Information to Knowledge, from Knowledge to Wisdom, London 2010 (Wenner-Gren International Series 85), 19-23.
  - 9) Komplement des Vertrauens in institutionalisierte Verhältnisse ist die Verlässlichkeit: "Verlässlich ist eine Information erstens, wenn sie mich unverfälscht erreicht, also ohne daß ihr Informationsgehalt auf dem Weg von der Quelle zum Empfänger korrumpiert wurde. Verlässlichkeit setzt zweitens in der Regel voraus, daß der Urheber der Information bekannt ist, also die Authentizität der Quelle. In diesem Sinne wird auch im technologischen Bereich der Begriff der Datenintegrität gebraucht, die dann gegeben ist, wenn Daten vom angegebenen Absender stammen und vollständig sowie unverändert an den Empfänger übertragen werden. Eine dritte Bedingung für die Integrität von elektronischer Kommunikation ist schließlich, daß der Kommunikationsvorgang vor dem Zugriff Unbefugter geschützt ist" (W. Berka, Zur Integrität von Informationen im Web, in: W. Berka u.a. (Eds.), Medien im Web. Viertes Rundfunkforum, Wien 2009, 70).
  - 10) Vgl. K. A. Geißler, Verdichtete Zeiten, Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 28.7.2005, Nr. 173, 6.
  - 11) Der Neurowissenschaftler Ernst Pöppel, zitiert bei E. Tenzer, Permanent online: Wie die neuen Medien das Leben verändern, Psychologie heute 37 (2010), Nr. 1, 34.
  - 12) Vgl. Chr. Schachtner, Ich bin online, also bin ich, Psychologie heute 37 (2010), Nr. 3, 31-34.
  - 13) Vgl. TA-SWISS Zentrum für Technologiefolgen-Abschätzung, a.a.O., 34-40 (Gemeinschaft, Alltag und Freizeit in der online-Gesellschaft).
  - 14) Sicherheit gibt es nicht: "Wer die Daten will, wird sie kriegen können. Denn wir sind in einer immateriellen Welt. Und Schutz durch Software, da nehmen Sie

---

einen Code – Software –, um einen anderen Code zu schützen – Software. Also kann man das auch alles knacken" (Zitat bei TA-SWISS Zentrum für Technologiefolgen-Abschätzung, a.a.O., 21).

- 15) The Uncoupling, New York/London 2011, ■.
- 16) The Twitter Trap, The New York Times, Sunday Magazine, 22.5.2011, MM 11.

Konstanzer Wissenschaftsforum  
Universität Konstanz